

er endlich, nach vielen dringenden Nachsuchungen, die Bastille.

Man wollte ihn wiedersehen; man hoffte, daß er seine frühere so unterhaltende Laune noch beibehalten haben werde, so wie seine geistreiche und beißende Spottsucht, welche ihm die Ehre der Bastillen-Bekanntschafft verschafft hatte.

Aber ach, welche Umwandlung war mit dem Manne vorgegangen!

In seinem Benehmen lag nicht mehr das nachlässige „Sichgehenlassen“, das vormalß zum guten Ton gehörte. Er war steif, wie Drahtpuppen, geworden.

Der Chevalier erinnerte gar nicht mehr an seine sonstige Person; seine Kühnheit hatte der Furcht Platz gemacht; ängstlich maß er seine Reden nach der Persönlichkeit derer ab, zu denen er sprach.

Bald erschien der Chevalier im schlimmsten Lichte, in welchem man erscheinen kann, im Lichte der Lächerlichkeit. Ein Wort vernichtete sein seit zwei Jahren alt gewordenes Ansehen völlig.

Eines Abends befand sich der Chevalier von Tercy in der Comédie-Française, in der Loge der Marquise von G. . . . , die, seit Kurzem verheirathet, etwas bleich und leidend ausah. Die hübsche Marquise, die sich sehr theilnehmend wegen der Geschichte des Chevaliers gezeigt hatte, versuchte, ihm einige Worte abzurufen. Da sie aber nicht dazu gelangen konnte, griff sie zu einem Mittel, das in der Regel von Erfolg ist, nämlich sich zu beklagen.

„Ach, mir ist entsetzlich unwohl!“ sagte sie mit kläglicher Stimme.

„Mir auch,“ entgegnete der Chevalier.

Nach einigen Augenblicken begann sie auf's Neue: „Mein Kopf brennt wie Feuer!“

„Der meinige auch,“ erwiderte Tercy.

Die Marquise betrachtet ihn aufmerkamer und da sie ihn gemessen, kalt und ruhig dastehen sieht, ändert sie ihren Plan und nimmt Gelegenheit, sich zu amüsiren.

„Ach,“ rief sie darauf aus, „ich habe furchtbares Herzweh!“

„Ich auch — Herzweh.“

„Mir ist's, als sollten mir die Rippen brechen.“

„Mir auch — brechen.“

„Ich glaube fast, daß ich niederkommen werde.“

„Ich auch — nieder — —“

Der Chevalier konnte das Wort nicht beendigen; denn das ausbrechende Gelächter, welches jetzt aus

allen Ecken der Loge hervorschallte, übertönte seine Stimme.

„Mein Echo!“ rief die Marquise, als sie wieder reden konnte.

Seit dieser Zeit führte der Chevalier den Beinamen: Herr Echo.

M o n d a u f g a n g .

Der Mond geht auf verstohlen sacht,
Als wär' es ihm verbotne Lust,
Hinein zu leuchten in die Nacht,
Die schlummert an der Erde Brust.

Und wie er kommt, noch sichtbar kaum,
Ein tief verschleiert Nebelbild,
Da regen leise sich im Traum
Die langen Schatten im Gefild.

Zum Bälbchen schlüpft er zaghaft bang,
Die schlanken Birken sehn ihn nahn,
Und zum verräth'rischen Empfang
Zieh'n sie die weißen Kleider an.

Auf steigen sie zum Hügelthron,
Der schwillt in süßem Dämmerchein,
Und ringsum ahnet alles schon:
Der König muß gekommen sein.

Es flüsterns Blatt und Blüthe traut,
Dem Bache sagt's der Wasserfall,
Und tief im Grunde kündigt's laut
Mit Zauberklang die Nachtigall.

Da trat er auf die freie Au',
Die weithin von Smaragden blinkt,
Denn jedes keusche Tröpflein Thau
Von seinem Gnadenlichte trinkt.

Die Hülle fällt, die länger nicht
Geheimnißvollen Dienst versieht,
Und von des Keinen Angesicht,
Ein leuchtend Silberwölkchen, flieht.

Nun taucht er sich in's Bächlein hell,
Das zögernd, zitternd weiter rinnt, —
So badet sich im heil'gen Quell
Ein gottgeweihtes Brama-Kind.

Hoch über Höhn geht seine Bahn,
Zahllos umkreist ihn Stern an Stern,
Allwaltend schwebt er himmelan,
Der Erde nah in weiter Fern'.

Er schaut herab, ein Götterbild,
In ruhvoller, sel'ger Pracht,
Und liebkost mit Verklärung mild
Die stille Träumerin — die Nacht.

Julius Hammer.